



Fürst Otto von Bismarck. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

(Nachdruck verboten.)

Der 1. April 1915 sollte ein Fest- und Freudentag für das deutsche Volk werden, dessen Vorbereitungen schon in die Wege geleitet wurden zu einer Zeit, da man an das fürchtbare Völkerringen der Gegenwart noch nicht dachte. Nun wird es ein süßes Gedenden werden, aber nicht vermindert wird darum die dankbare Liebe und Verehrung für Deutschlands größten Sohn, den Eisernen Kanzler, dessen hundertjähriger Geburtstag nach des Schicksals Beschluß in eine eiserne Zeit fällt. Und noch inniger wird in solcher Gegenwart die geistige Verbindung zwischen heimgegangenen Helden und den nachlebenden Geschlechtern, sie fühlen sich eins, wenn auch Welten- und Himmelsfernen sie trennen. Überall, wo deutsches Wesen und deutsche Treue noch einen Platz hat, wird an diesem nationalen Erinnerungstage das Andenken Otto von Bismarcks wachgerufen werden in begeisterten Worten und ferndeutschen Schriften, und manch schwung voller Sang wird zu seinem Preise emporspringen wie ein Gebet des Dankes und der Zuversicht. Bismarcks Geist muß unter uns bleiben in diesen schweren Tagen der Bedrängnis, an seiner Kraft müssen wir uns emporrichten, den leuchtenden Strahlen seines Auges, das immer fest und siegesgewiß in die Zukunft blickte, müssen wir folgen und ihm vertrauen, als ob er noch unter uns weilte. Dann werden wir trotz aller Sorgen des Tages die rechte und seiner würdige Bismarck-Erinnerungsfeier begehen. Klar wie ein Spiegel liegt

mit den ersten Spielsachen des Knaben und der kleine Wagen, in dem Otto von Bismarck von der Hand der treusorgenden Mutter durch die Anlagen des herrschaftlichen Parkes gefahren wurde. Wie einfach mutet

das alles an, man merkt, daß in der Kinderstube des gewaltigen Helden die ersten Wurzeln zu seines Lebens Wesen und Eigenart gelegt wurden. Sein fröhliches Spiel, seine Unerblichkeit und vor allem seine große Wahrheitsliebe sind hervorragende Merkmale seiner Kinderzeit, die er in seinem Geburtsort Schönhausen und auf einem andern Gute seines Vaters in Kniephof in Pommern, verleben durfte. Dann kam der Siebenjährige in die Plamann'sche Erziehungsanstalt nach Berlin, zu deren besten Schülern er gehörte. Früh zeigte sich bei ihm seine besondere Vorliebe für Geschichte. Die Heldensagen aus dem trojanischen Krieg lernte er bald auswendig und trug sie seinen Mitschülern vor, die er dadurch so begeisterte, daß sie sich die Namen der griechischen Helden beilegte und Otto von Bismarck's Namen. Die Stätten, da Bismarck in Berlin gewelt, sind später nur zum Teil durch Gedenktafeln gekennzeichnet worden, so erhielt das Haus Königgräberstraße 88 eine Marmortafel mit der Inschrift: Hier stand die Bismarcklinde im Garten der Plamann'schen Erziehungsanstalt, deren Zögling der Fürst von 1822 bis 1827 war. Und noch heute sieht man an der Front des Verinschen Gymnasiums z. Graten Kloster den Hinweis, daß sein be-



Fürst Otto von Bismarck.

das Lebensbild und Lebenswerk des großen Kanzlers vor unser aller Augen. Noch heute steht im Stammischloß Schönhausen am Elbestrand die Wiege, in der Otto von Bismarck am 1. April 1815 zu seinem einzigartigen Erdenwallen erweckt wurde. Und daneben stehen ein Schrant

rühmtester Schüler, Otto von Bismarck, die Anstalt von 1830 bis 1832 besuchte. Vorher war er, nachdem er die Erziehungsanstalt des Dr. Plamann'stern 1827 verlassen hatte, Schüler des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und war als solcher mit seinem Bruder Deenhard im Hause

Zehrenstraße 52 in Pension. Oftern 1830 wurde Otto von Bismarck durch den berühmten Kanzleirechner Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche eingeweiht und bezog dann die Pension des Professors Preos in der Königstraße, bis er als Primaner im Hause seines Lieblingslehrers, Professor Bonnell, gastliche Aufnahme fand. Der Schulzeit folgte die glückliche Jurisprudenz auf der Universität Göttingen, nach deren Beendigung die vorgeschriebenen Examina und Anstellungen sich angeschlossen. Sein Militär-Dienstjahr bei den Gardejägern, seine landwirtschaftlichen Studien in Eldena, seine Bewirtschaftung der väterlichen Güter in Kniephof und Schönhausen, wo er gleichzeitig zum Reichshauptmann und zum Abgeordneten für den Landtag der Provinz Sachsen gewählt wurde, sind die kleinen Marksteine seines Lebens, das sich von nun an in immer aufsteigenden Linien bewegte.

Auch Bismarcks diplomatische Tätigkeit unter Friedrich Wilhelm IV. kam in diesem engen Rahmen nur kurz gestreift werden, obgleich mit seiner Tätigkeit als Gesandter in Petersburg und Paris schon seine eigentliche Ruhmeslaufbahn begann. Doch der große Wendepunkt im Leben Otto von Bismarcks begann mit seiner Berufung von Biarritz nach Berlin, wo er am 24. September 1862 zum Staatsminister ernannt und mit dem vorläufigen Vorposten im Ministerium beauftragt wurde. Sein ihm von der Vorsehung zugedachtes Geschick begann sich zu erfüllen. Bismarck wurde der erste und größte Mann des 19. Jahrhunderts, das nach ihm ein Bismarck'sches Zeitalter genannt werden durfte. Er führte in dieser Zeit das deutsche Volk durch alle schweren Kämpfe und Schicksale nicht nur zur lange ersehnten Einheit, sondern auch zu einer ungeahnten Machtentfaltung. Zur rechten Zeit hatte er die deutsche Volksseele richtig erkannt, und über die oft trübe Gegenwart hinaus in eine klare und glückliche Zukunft geblickt. Und das stärkte ihn zu seinen großen Unternehmungen, das ließ ihn ohne Furcht und mit unbegreiflichem Willen alle Hindernisse überwinden, die die Gegenwart und die oft kleinliche, kurzfristige und nörgelnde Anschauung vieler seiner Zeitgenossen ihm in den Weg legten.

Bismarcks staatsmännisches Geschick kam in seinem Wirken zur höchsten Vollendung, aber auch die Bedürfnisse eines großen Volkes, das durch Krieg zu großen Siegen geführt war, und sich nach Erstarkung des inneren Friedens sehnte, empfand er im innersten Herzen und suchte sie zu befriedigen nach bestem Wissen. So blieb er auch nach den ruhmreichen Kriegen und Siegen der geistige Führer des Volkes, der selbst den Kampf der Parteien nicht scheute, wenn es galt, die von ihm als recht erkannten Ziele zu erreichen.

Wie fand Bismarck das deutsche Volk, als er seine staatsmännische Wirksamkeit begann? Man hatte die Hoffnungen auf einen deutschen Einheitsstaat schon aufgegeben, nachdem Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen hatte. Die Geringschätzung des deutschen Namens empfand jeder mit dem Auslande verkehrende Deutsche auf das schmerzlichste. Durfte doch damals ein englischer Minister sich erdreisten, — und daran sollte man sich gerade zum hundertjährigen Geburtstag des Altreichskanzlers erinnern — öffentlich die Drohung auszusprechen: England werde die deutsche Flagge, wenn sie sich irgendwo auf dem Meere zeige, als Seeüberfahne betrachten und die gesamte Schiffs-mannschaft an den Masten ihrer eigenen Schiffe aufknüpfen lassen. Dazu kam das herausfordernde Auftreten Napoleons III., der sich als Nachfolger des großen Korsen in der Rolle eines Cäsar gefühl und Frankreich zum Mittelpunkt europäischer Kultur zu machen gedachte.

Das Aufrollen der schleswig-holsteinischen Frage rief Bismarck zu seiner ersten großen, staatsmännischen Tat. Mit ihr wollte und mußte er zugleich die deutsche Frage lösen. Und nachdem der Krieg um Schleswig-Holstein glücklich im Sinne Bismarcks entschieden war, trat die noch viel größere Aufgabe an ihn heran, die Auseinandersetzung mit Österreich herbeizuführen. Mit seinem diplomatischen Geschick und ohne daß er irgendwelche Konzessionen zu machen brauchte, gelang es Bismarck, den auf der Höhe seiner Macht stehenden Kaiser der Franzosen von jeder Einmischung in die österreichischen Händel fernzuhalten.

Die Angriffe und Verdächtigungen, die Bismarck damals selbst von denen erdulden mußte, die später seine begreiftesten Verehrer wurden, mit ruhiger Würde zu

ertragen, konnte in einem wahrhaft Großen gelingen, der mit seinem Wissen einig war und der klar und deutlich das Ziel wausah, dem er das Staatsgeschick durch Kampf und Sieg entgegenführte. Die Geschichte hat ihm Recht geben. Ohne den Krieg von 1866 hätten wir kein deutsches Reich, denn der Weg nach Sedan und Versailles mußte über Königgrätz und Nikolsburg führen.

Dann kam das große Jahr 1870, das von Weissenburg und Wörtz bis zum Einzug in Paris, der Kaiserproklamation in Egelshaus des Schlosses zu Versailles und bis zum Frankfurter Frieden eine ununterbrochene Kette von Ruhmblättern für Bismarck bildete und ihn auf die Sonnenhöhe seiner irdischen Laufbahn führte. Die Erwerbung von Elsaß-Lothringen, die durch den Friedensschluß erzielt wurde, war das ureigste Werk Bismarcks. Das diente ihm neben der gesamten Nation besonders Süddeutschland, dem damit der sicherste Schutz bei erneuten Angriffen des Erbfeindes gewährleistet wurde.

Welchen Anteil Bismarck an der Kaiserkrönung zu Versailles hatte, das muß an seinem hundertjährigen Geburtstag ganz besonders hervorgehoben und betont werden. Nur mit Bismarck'scher Willigkeit König Wilhelm in seiner Bescheidenheit in die Annahme des deutschen Kaiserthums, nachdem sein Sohn, der siegreiche Kronprinz Friedrich Wilhelm, es erreicht hatte, die Pläne Bismarcks bei seinen alten Herrn durchzusetzen.

Ein großes Werk war in den dann folgenden Jahren des Friedens das Zustandekommen des Drei-Kaiserbündnisses zwischen Deutschland, Österreich und Rußland, das allerdings nicht allzu lange währte. Bismarck war immer ehrlich bemüht, eine wenn auch nicht freundschaftliche, so doch politisch notwendige Annäherung zwischen Deutschland und Rußland herbeizuführen.

Wenn es ihm nicht gelang, so trug er nicht die Schuld daran. Das beweisen die Verhandlungen auf dem großen Berliner Kongress, der unter dem Vorsitz des überlegensten aller anwesenden Staatsmänner, des Fürsten Bismarck, stattfand, und nach dessen Beendigung das Bündnis zwischen Deutschland und Rußland in die Brüche ging. Als Ersatz brachte Bismarck bald darauf ein Bündnis mit Österreich zustande, das später durch den Eintritt Italiens zum Dreieck erweitert wurde.

Es kann nicht die Aufgabe dieses Gedankartikels sein, alle die noch folgenden großen Arbeiten Bismarcks hier aufzuzählen, noch auch seiner Enttäuung an seinem Lebensabend eingehend zu gedenken. Diese Ereignisse stehen noch in frischster Erinnerung bei allen Zeitgenossen. Klar und fest erhebt sich, von allen Schlacken irdischer Unvollkommenheit befreit, die Riesengestalt Otto von Bismarcks, des Nationalhelden des deutschen Volkes, aus diesen Erinnerungen heraus. Er ist längst die große historische Persönlichkeit geworden, deren Wirken und Erfolge mit unergänglichen Lettern in die Bücher der Weltgeschichte eingetragen sind.

Die Vorsehung ist sparsam mit der Verteilung der ganz großen Geister an die Völker. Wer weiß, wie viele Jahre noch vergehen werden, ehe ein neuer deutscher Geistes- oder Kriegsheld von der Größe Bismarcks unserem Volke erhebt. Niemand kann es wissen. Das aber wissen wir, daß in seinem Geiste zu wirken, die Aufgabe Aller ist. Und wir haben die feste Zuversicht, daß das Andenken an seine Geisteshelden in deutschen Völkern nie erlöschen wird. Der hundertjährige Geburtstag Otto von Bismarcks, der in erster Zeit ernst be-gangen sein will, wird reiche Früchte tragen, wenn wir den Geist des Großen, Gewaltigen in uns lebendig werden lassen, wenn wir ihn als unsern Führer erwählen in dieser schicksalsreichen Zeit, wenn wir uns wappnen mit seinem Selbstvertrauen, mit seiner Glaubensstärke, mit seiner felsenfesten Überzeugung von der weltgeschichtlichen Mission eines großen, geeinten Deutschlands.

Paul Kunzendorf.

Die große Liebe.

Roman von Louise Schulze-Brück.

(Nachdruck verboten.)

I. Kapitel.

Der erste Schnee fiel. Große, loje Floden schwebten ganz langsam zur Erde in der windstillen, grauen Dämmerung des Nikolaustages. Die lockere Masse lag schon schuhhoch, und immer mehr kam noch herunter.

Als die Schule aus war, gab es ein kurzes Schneeballenwerfen, aber das war lange nicht so heftig, als an jedem anderen Tage gewesen wäre. Sie strebten alle heim, die Ruben und Mädchen. Es war ja Sankt Nikolausabend und schon beinahe dunkel. Da mußten sie sich tummeln, daß sie in die warme Stube kamen. Es war nicht recht ge-heuer auf der Gasse um diese Zeit; der Nikolaus war schon auf seinem Bescherwege, samt dem greulichen Knecht Ruprecht, dem „Pelzbock“, und der heiligen Barbara, die auch dazu gehörte.

Wenn die älteren Jungen und Mädchen auch nicht mehr so recht an den Sanktlaus glauben und einen großen Mund hatten, so lange er nicht in die Erscheinung trat, jetzt, wo er so nahe war und jeden Augenblick aus irgendeiner Dorfgasse auftauchen konnte, fürchteten sie sich doch ein bißchen, und all ihre Sünden des letzten Jahres fielen ihnen ein. Und wenn irgendwo eine von den heiseren Tuschellen bimmelte und hinter einer Stalltür eine Kuhkette klirrte, dann fuhrn sie zusammen und liefen noch schneller durch den wirbelnden Schnee.

In dem weitläufigen Gebhardt'schen Hause am Markt ging es lustig her. Ein ganzer Trupp junger Leute verkleidete sich da zum Nikolauspiel. Der heilige Mann selber stand schon in voller Pracht seiner Ausrüstung da, in einem mantelartigen Gewand, das aus dem Ueberzeug eines alten Damastjophs stattlich hergerichtet war, mit einer hohen, reich mit Goldpapier verzierten Bischofsmütze auf dem Kopf, einem bis beinahe auf die Knie reichenden Flachsrock und einen ehrfurchtgebietenden Bischofsstab.

Den Knecht Ruprecht oder „Pelzbock“ bekleideten sie eben, indem sie ihn von oben bis unten in die Felle wickelten, die sie aus dem „Saal“ geholt hatten. Es tat weiter nichts, daß eines grün und eines grau war, jedenfalls sah er sehr fürchterlich aus, als man ihm die Pelzmütze bis über die Ohren zog und sein früheses Jungengesicht ebenfalls unter einem struppigen Bart verschwand. Nun bekam er eine schwere Kuhkette um den Hals, deren Ende der Nikolaus in die Hand nahm, und war fertig. Er streifte die dicken Pelzhaute über und veruchte, auf allen Wieren kriechend, eine Generalprobe seiner Rolle, indem er mit schrecklichem Gedrömm umher fuhr. Und als gerade die heilige Barbara ins Zimmer kam, machte er eine so ungestüme Attacke auf sie, daß sie erschreckt zurückfuhr.

Nun standen sie alle drei da, sahen sich an und lachten.

Die heilige Barbara sah auch possierlich genug aus. Sie hatte ein weißes Kleid über ihre dicke Winterjacke gezogen und darüber einen himmelblauen Mantel gehängt, so daß sie eigentlich wie eine weiß und blau getridene Sonne erschien. Aber ein schön geformter, kleiner Kopf mit lang herabhängenden blonden Flechten verriet, daß die Sonnengestalt doch nur etwas Erborgtes war. Und wie sie den dicken Schleier zurückschlug, sah man, daß Marianne Gebhardt ein auffallend schönes Mädchen war.

Der Sanktlaus machte ihr eine huldigende Verbeugung, wobei er aber die Mitra auf dem Kopfe festhalten mußte, daß sie nicht herunterfiel, und der Pelzbock raffte anerkennend mit seinen Ketten.

Dann hielten sie eine Generalprobe ab, und der Sanktlaus begann mit tiefer Stimme:

Wie Deutsche fürchten Gott,
Sont nichts auf der Welt!

Bismarck.

„Sind die Kinder alle artig gewesen?“ und dann: „Können ihr auch beten? Betet einmal das Vaterunser.“

Dann fiel er aus der Rolle, indem er unter erstickenem Lachen hinzurief:

„Können ihr auch Pfefferkuchen essen?“

„Nein, das geht nicht!“ sagte Marianne Gebhardt halb lachend, halb ärgerlich. „Im letzten Jahre hast Du uns auch blamiert, Fritz, und wir haben gar keinen Eindruck gemacht. Wenn Du dieses Jahr wieder solche Dummheiten machen willst, tue ich nicht mit.“

„Ach, Janna, nimm doch nicht alles so ernsthaft“, murmelte der Sanktklus. „Wenn die armen Wärmer so schaudern und beten, fällt mir meine Sanktklusrolle gar zu schwer.“

Aber Janna Gebhardt beharrte.

„Nein, nein, wenn Du nichts mehr weißt, dann sage lieber: „Heilige Barbara, sprich Du jetzt mit den Kindern.“ Ich werde es dann schon ordentlich machen. Und nun können wir gehen, wenn die beiden Diener fertig sind.“

Auch diese wichtigen Personen erscheinen jetzt auf der Bildfläche, zwei junge Leute, in dicke Pelzmäntel gehüllt und einen Waidstorb tragend, mit Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen für die Besichtigung der armen Kinder.

In den wohlhabenden Häusern wurde der Korb erst draußen von den Müttern gefüllt, und nach jeder Besichtigung wanderte dann ein gut Teil für die Armen wieder hinein.

„So, nun können wir gehen. Adieu, Matting!“

Janna Gebhardt küßte ihre Mutter liebevoll und die ganze Gesellschaft trat auf den Fluß.

Gerade kam der Briefträger herein, mit einem Brief, den die heilige Barbara in Empfang nahm. Sie warf einen Blick auf die Adresse.

„An Dich, Mutterchen, und von Doktor Köster. Die Handschrift kenne ich ja. Was mag er Dir zu schreiben haben?“

Sie sagte es ruhig und gleichgültig, während Frau Gebhardt neugierig nach dem Briefe griff. Dann öffnete sie die große schwere Eidentür, und der heilige Nikolaus samt seinen Begleitern trat auf den Marktplatz hinaus, der verschneit und still dalag.

In den Häusern blinkten die Lichter, eine Petroleumlaterne brannte einsam in der Mitte des ziemlich weiten Platzes.

Hier gab es noch keine Gasbeleuchtung, kein modernes Licht.

Soll bimmelte Gebhardts Tischglocke, von einem der Diener geschwungen, der Pelzbock raffelte mit seinen Ketten und brumnte grimmig, der heilige Nikolaus warf sich in Postur, und so schritten sie majestätisch die hohe Freitreppe herab.

Frau Gebhardt sah ihnen nach. Lächelnd und ein wenig kopfschüttelnd.

„Die Janna ist doch ein merkwürdiges Mädchen“, dachte sie. „In wielem für ihre Jugend zu ernst und so reif und fertig, und in manchem noch das reinste Kind.“ Daran hatte sie nun Vergnügen, an dem Barbaraspielen mit ihren Brüdern und deren Freunden, die kaum so alt waren wie sie selber und eigentlich für sie hätten gar nicht mehr in Betracht kommen müssen.

Frau Gebhardt seufzte ein wenig. Als sie selber so alt war wie Janna heute, da war sie schon verheiratet, und ein paar Monate darauf war schon der Kurt da, und auch ihre älteste Tochter hatte sich schon mit neunzehn Jahren verlobt, wie sie selber.

Aber Janna schien noch gar nicht an etwas dergleichen zu denken. Und doch, sie wünschte so sehr, daß auch Janna früh heiraten möge. In den letzten Monaten fühlte sie sich oft so fonderbar schwach. Ihr Herz flackerte so stark, wenn sie sich nur ein wenig erregte, und sie hätte ihre Janna so gern geborgen gesehen. Und dann war doch auch noch Minnie, die Ahtzehnjährige, da, die noch versorgt werden mußte.

Sie schloß die Tür und ging durch den weiten Saustur, in dem der Schritt auf den Fliesen

widerhallte, in das große einöse Wohnzimmer, in dem schon die Lampe brannte. Und da fiel ihr erst wieder der Brief ein.

Sonderbar, daß Direktor Hster schrieb. Er kam doch fast alle Tage ins Haus, seit Hermann Nachhilfestunden bekam.

Sie befaß die Adresse. Seine recht gleichmäßige Hand war das, ein Auktube wie der andere, peinlich und akkurat, der Strich unter dem „Hier“ wie mit dem Lineal gezogen. Der ganze Mensch sprach eigentlich aus der Handschrift.

Ob er sich über Hermann zu beklagen hatte? Aber nein, er hatte ihr gestern a noch gesagt, daß er sehr zufrieden sei mit seinem Schüler. Vielleicht verriete er in den Weihnachtstagen und teile das jetzt schon mit. Das sah ihm gleich, vorförglich und peinlich und so ein bißchen pedantisch, wie er war.

Sie öffnete den Brief vorsichtig und zog einen eng beschriebenen Bogen heraus.

Aber das waren ja vier Seiten! Sie setzte sich bequem zur Lampe und begann zu lesen. Und als sie zu Ende gelesen hatte, ließ sie das Blatt sinken und sah ganz hilflos darauf nieder.

„Mein Gott, mein Gott!“ Nun wollte ja wohl Doktor Köster Janna heiraten und setzte ihr auf vier engbeschriebenen Seiten seine Vermögensverhältnisse und seine Zukunftsansichten auseinander, jagte, daß er es nicht für ehrenhaft halten würde, erst an Janna mit seiner Frage heranzutreten, sondern daß er sich ihr, der Mutter, erst offenbaren wollte.

Frau Gebhardt war ganz blaß geworden, und sie fühlte, wie ihr Herz wieder stark schlug. Das kam zu überraschend. Niemand hatte sie auch nur das geringste gemerkt, was ihr auf eine Spur hätte helfen können. Würdevoll und ein klein wenig zugeknöpft war der Mann immer, wenn er ins Haus kam und wieder ging, wie auch bei den Festlichkeiten im Kasino und bei den Sommerpartien, die die Honoratioren des kleinen Landstädtchens vereinigt. Daß er zuerst an sie geschrieben hatte, war ja ehrenhaft von ihm — sehr ehrenhaft. Und Frau Gebhardt dachte an ihre eigene Verlobung, bei der ihre Eltern es freilich dem Brautwerber zum argen Vorwurf gemacht hatten, daß er mir nichts dir nichts die Festung im Sturm eroberte und sich dann erst feierlich in den Bratenrost steckte, um bei ihren Eltern anzufragen. Ob ihr der korrekte Weg besser gefallen hätte? Sie wagte nicht darüber nachzudenken. Es war schon lange her, so viel trübes und schweres hatte sie in den vielen Jahren erfahren müssen, daß sie sich eigentlich gar nicht mehr da hinein denken konnte. Aber wie es Janna gefallen würde?

Sie saß ein paar Minuten, dann nahm sie mit raschem Entschluß den Brief und legte ihn in eine Schublade des altmodischen, großen Schreibpultes, das an einem der Fenster stand. Dann trat sie ans Fenster und sah nachdenklich in das Dunkel hinaus.

Draußen trübte es noch immer, die Flocken wirbelten jetzt lustig durcheinander. Ganz in der Ferne glaubte sie ein leises Klingeln zu hören, eine Gruppe dunkler Gestalten auf der anderen Seite durch den Schnee gehen zu sehen.

Da ging nun ihre Janna ahnungslos und spielte die heilige Barbara, und hier wartete ihr Schicksal auf sie. Freilich, Doktor Köster war die beste Partie in der kleinen Stadt. Man wußte, daß er sehr vermögnd sei, und sein Brief bestätigte noch mehr, als man wußte. Seine Vorgezetzten gaben ihm das Zeugnis eines außerordentlich tüchtigen Lehrers, und er würde gewiß schnell vorwärtskommen. Gut aufgehoben war Janna auch bei ihm. Zuverlässig und tüchtig war er nach jeder Richtung, und das ein bißchen steife, Schulmeistermäßige, das ihm anhaftete, das würde ihm vielleicht eine junge temperamentvolle Frau abgewöhnen. Jede Mutter konnte ihm beruhigt ihr Kind geben. Und als Frau Gebhardt noch ein bißchen nachgedacht hatte, fand sie, daß er ganz der richtige Mann für ihre Janna sei. Allerhand an-

genehme Träume umgaukelten sie, Ausstattungsfragen hielten schon durch ihren Kopf, sie freute sich, daß ihre Zweite nun auch so früh heiratete, und daß es im Städtchen heißen würde: „Gebhardts Mädchen gehen weg wie Wicken.“ Sie hatte sich auf den Stuhl am Fenster gesetzt und war ganz in Zukunftsgedanken versunken.

Da klingelte es wieder und diesmal lauter, und sie sah den heiligen Nikolaus mit seinen Begleitern aufs Haus zukommen. So lange hatte sie geessen und nachgelassen. Sie sprang eilig auf. Dörte sollte Wasser zum Punsch aufsetzen, sie waren gewiß alle durchfören und der Tradition gemäß gab es nach dem Nikolausgang Punsch und Pfefferkuchen für die ganze junge Welt. Im letzten Augenblick noch zuckte ihr es durch den Kopf, sie wollte Janna nichts von Doktor Kösters Brief sagen. Junge Mädchen sind manchmal sonderbar. Vielleicht sah Janna es nicht gern, daß er zuerst an sie schrieb.

Draußen im Fluß stampften sie den Schnee von den Füßen, junge Stimmen lachten durcheinander. Ein ganzer Trupp Männer und junger Mädchen war mitgekommen und Janna war die ausgelassenste von ihnen.

Frau Gebhardt beobachtete sie zärtlich. Was doch ihre Janna für ein merkwürdiges Geschöpf war! Woher sie das nur hatte, dieses Ungleiches, Sprunghafte, und diese seltsamen Gegenätze, die in ihr waren? Jetzt war sie harmlos vergnügt in dieser durchaus harmlosen Gesellschaft, leichtfertig und dem Augenblick hingegeben wie ein Kind, dann wieder konnte sie tagelang ernsthaft sein, in sich gefehrt, verkommen. Und welche Energie steckte in dem jungen Geschöpf, welche Kraft und Gesundheit aber auch. Niemand sah ihr an, daß sie gerade das Lehrerinneamen hinter sich hatte. Drei Jahre lang war sie jeden Montag in aller Herrgottisfröhe nach der Stadt gefahren und Sonnabend zurückgekommen, um wenigstens den Sonntag zuhause zu sein, obgleich sie auch den noch meist für ihre Arbeiten benutzen mußte.

„Schade eigentlich um all die weggeorfene Zeit“, dachte Frau Gebhardt. Wenn sie nun heiratete, was hatte sie dann von ihrem Eamen? Freilich, man verlangte ja jetzt von den Frauen mehr Bildung, mehr Wissen, mehr Vielseitigkeit. Und vielleicht war es ja auch ganz gut, daß ihre Janna nun ein richtiges Diplom für ihren Bildungsgang hatte. Vielleicht hatte das gerade Doktor Köster imponiert.

Frau Gebhardt dachte schon gar nicht mehr daran, daß Janna etwas anderes als ja sagen könne, und während sie herumhantierte und für die junge Welt sorgte, die jetzt noch einmal eine private Nikolausbesichtigung für sich veranstaltete, mit großem Lärm und ausgelassener Lustigkeit, malte sie sich aus, was sie alle wohl für Augen machen würden, wenn am anderen oder am übernächsten Tage die Verlobung bekannt würde.

Als die jungen Leute nachher fort waren und Janna ganz mit Schnee bedekt wieder herein kam — sie hatten sich draußen noch eine große Schneeballenschlacht geliefert — da konnte sie ihre Aufregung vor ihr kaum verbergen. Gut, daß es dem Kinde nicht einfiel, nach dem Briefe zu fragen. Sie wäre sonst mit der Neugierit herausgeplatzt.

Unter dem Vorwand, noch ein wenig aufräumen und ordnen zu wollen, schickte sie Janna zu Bett, schrieb schnell noch ein paar Worte an Doktor Köster und steckte selber den Brief noch in den Briefkasten der Post, dicht neben ihrem Hause. Als er mit einem lauten Klaps zu Boden fiel, atmete sie beruhigt auf. So, das war nun abgemacht, mochte Doktor Köster nun selber sein Heil bei Janna versuchen. Junge Mädchen sind romantisch und gehen nicht gern die gerade ebene Strafe, die alle gehen.

Für den Nachmittag des Nikolaustages hatten sie eben eine Echlittenpartie verabredet, zu der würde Doktor Köster mitkommen, und dann machte sich die Sache ganz ungezwungen von selbst. Als sie herauf in ihr Schlafzimmer kam, hörte sie aus



dem Nebenzimmer durch die offene Tür Jannas tiefe Atemzüge. Sie trat einen Augenblick an das Bett und betrachtete die Schlafende. Wie kindlich das Gesicht jetzt aussah, gar kein Ernst war darin. Eine der dicken blonden Flechten lag über der Bettdecke wie eine Schlange, die andere fiel über die Bettkante herunter bis auf den Boden. Erst als Janna sich durch das Licht beunruhigt im Schlaf bewegte und etwas Unverständliches murmelte, ging Frau Gebhardt leise in ihr Schlafzimmer. Aber sie lag noch lange wach in allerhand Gedanken.

Es hatte die ganze Nacht hindurch geschneit, und als Janna Gebhardt am Morgen auf den Marktplatz hinausjah, war alles tief in die Flaumdecke eingehüllt. Die hochgiebligen Häuser am Markt hatten weiße Hauben auf, die Säule des Röhrenbrunnens trug eine hohe Schneemütze, und nur die Gänge von den Treppen bis zum Straßendamme, die am Morgen freigelegt waren, zogen sich wie schwarze Gassen durch all das Weiß. Janna Gebhardt sah nachdenklich auf den stillen Marktplatz hinaus. Eine verummelte Gestalt kämpfte sich durch den Schnee, öffnete die Ladentür von Kaufmann Schors drüben, der alles zu verkaufen hatte, was man in der kleinen Stadt zu des Lebens Notdurft gebrauchte. Die heisere Ladenglocke bimmelte und verkümmerte dann wieder, sonst war alles ganz still.

Und Janna feußte ein wenig. Jetzt wurde es ernst mit dem Winter. Die Spaziergänge hörten auf, man konnte nicht mehr hinaus, war wie eingepfercht im Hause, im engen Bezirk. Sie wußte eigentlich nicht mehr so recht, wie das war. Die drei letzten Jahre im Seminar waren unter lauter Arbeit hingegangen und im Zusammenleben mit ihren Freundinnen aus dem Kurias. Nun sollte sie auch einmal etwas „mitmachen“, Kaffee- und Teekränzchen und Tanzvergügen, als Krone die drei Winterbälle im sogenannten „Kasino“, alles, was die Gesellschaft einer kleinen Stadt bietet. Gott, sie konnte sich ungefähr vorstellen, wie das werden würde. Die Herren, die zu diesen Bällen kamen, kannte sie ja alle gut genug, den unverheirateten Amtsrichter, den Assessor und die zwei Referendare, den einen jungen Doktor, die vier oder fünf Lehrer vom Realgymnasium und die paar Söhne der Honoratiorenfamilien. Freilich, um sich einen Abend zu amüsieren, war das ja vielleicht ganz nett. Aber sonst?!

Janna Gebhardt dachte darüber nach, was sie sich eigentlich unter dem „Leben“ vorgestellt habe. Bis jetzt kaum noch etwas, es hatte noch keinen Begriff für sie angenommen. Während sie auf den stillen, weißbeschnittenen Platz hinausschaute, flogen allerhand Bilder vor ihr auf, noch wesenlos und schattenhaft, Bilder eines großen und reichen Lebens, nach dem sie sich halb unbewußt sehnte. Hier im Städtchen freilich ging das Leben seine stillen Wege, einen Tag wie alle Tage und alle wie einen. Aber sie war ja nicht festgebunden, sie konnte ja hinaus, konnte in das Leben hinaus, das sie lockte und rief, konnte sehen, genießen, arbeiten. Und heute nachmittag war diese Schlittensfahrt.

Sie freute sich darauf, auf das hinausfliegen in die weite Welt, hinaus so weit wie möglich, in die Kälte, in die wirbelnden Flocken, in eine scheinbare Unendlichkeit hinaus.

Und dabei fiel ihr ein, daß an ihrem blauen Kleide noch eine Kleinigkeit geändert werden müsse.

Trällernd lief sie die Treppe hinauf nach dem großen Wohnzimmer im Siebel des weißläufigen Hauses. Da saß ja sicherlich Minnie, die den ganzen Tag an ihren Sachen irgend etwas zu bessern hatte. Nicht aus Eitelkeit oder Putzsucht, aus reinem Vergnügen an der Vorfellei selbst.

Minnie hatte ein angeborenes Schneidergenie, denn das war schon mehr als Talent. Ohne jemals irgend eine Anleitung gehabt zu haben, schnitt und nähte sie ihre Sachen selber mit einem Schitz, der der größten Schneiderin Ehre gemacht hätte, und in der Familie war es gang und gäbe, zu sagen:

„Minnie kann es einem alten Regenschirmüberzug ein modernes Cape machen.“ Denn am Umändern alter Sachen ließ diese ihre Leidenschaft aus. Sie hätte reichlich lieber Samt und Seide unter den Fingern gehabt, köstliche Stoffe und Besätze aller Art wie sie nie in den großen Geschäften der Stadt mit Entziden sah. Und ein Hauptfest war es für sie, wenn sie sich ein neues Kostüm machen konnte, an dem sie dann wochenlang herumarbeitete, wie an einem Kunstwerk, an das immer noch eine letzte, glättende Hand angelegt wird.

Sie war auch reich bereit, Janna die Kleinigkeit zu machen, um schlug ihr noch eine effektvolle Garnierung vor, die sich Janna gern gefallen ließ. Dann kramte sie aus einem Schubfach der Niesenkommode, die vor Urwälderzeiten herrührte, ein Büfett von Samtton hervor, die sie mit geschickten Fingern zurechtgerichtet hatte.

„Sieh mal, Janna, die steden wir an Deine Pelzmütze und einen Luff braunen Chiffon dazu, den ich auch noch gefunden habe, von Deinem braunen Kleide her. Das ist das Allerneueste. Hole stinst Deine Pelzmütze heraus.“

Und als Janna sie brachte, heftete sie mit geschickten Fingern Chiffon und Rosen auf und stülpte dann das niedliche Büdchen auf Jannas blonde Zöpfe. „Da qud mal in den Spiegel, wie reizend das Dir steht!“

Janna schaute in den blinden, alten Spiegel mit dem großen Sprung quer über das Glas. Wirklich, die Pelzmütze hatte ein ganz anderes Aussehen bekommen.

„Und an Deinen Pelzfragen mache ich Dir auch solch einen Chiffonbausch. Dann bist Du heute nachmittag die Allerhöchste.“

Minnie liebte ihre um ein Jahr ältere Schwester sehr und betätigte ihre Liebe gern auf diese Weise. „Ich habe gar kein Talent“, pflegte sie lachend zu sagen, „aber ich bin die geborene Schneiderin.“ Jetzt sah sie nachdenklich und sah Janna an.

„Ich bin nur einmal neugierig, wen Du heiraten wirst, Janna“, meinte sie, „den Amtsrichter oder den Doktor oder einen von den Lehrern.“ Janna lachte.

„Glaubst Du, daß die alle nur auf Janna Gebhardt warten? Und muß denn geheiratet sein? Dann hätte ich doch mein Examen nicht zu machen brauchen.“

„Was willst Du denn tun, Janna? Willst Du Kinder unterrichten? Brrrrr.“

Minnie schauderte zusammen mit einem Gesicht, als habe sie einen Köffel bitterer Medizin geschluckt.

„Schrecklich denke ich mir das. Weißt Du noch, wie wir unser Fräulein Trauenerwetter geärgert haben, daß sie immer eine gelbe, spitze Nase bekam vor Zorn. Im Grunde war sie ja ein gutmütiges Tierchen. Als wir einmal das Notizbuch fanden, in das sie angelich immer aufschrieb, war es ganz leer. Aber ärgern mußte sie sich, daß sie ein Gallenleiden davon bekam. Ich habe mir nachher noch Vorwürfe gemacht, daß ich es mitverschuldet habe.“

Janna war mit einem gewandten Satz auf die Kommode gesprungen, saß nun da, baumelte mit den Füßen und sah nachdenklich zum Fenster hinaus.

„Kinder unterrichten, ja, ich weiß auch nicht genau, ob das gerade mein Ideal wäre. Vielleicht lerne ich noch etwas anderes, wenn ich erst einmal draußen bin. Mutter erlaubte mir ja nur das Lehrerinneneramen. Ich weiß ja auch noch nicht einmal genau, was man alles werden kann.“

„Möchtest Du denn nicht lieber heiraten, Janna?“ fragte Minnie dringend.

„Heiraten?“ Janna debnte das Wort ganz lang. „Gott, ich würde nur nicht recht, wen. Von den Herren hier keinen so redt.“

Minnie machte ihr spitzbüßisches Gesicht und sah Janna mit einem schrägen, pfliffigen Seitenblick an.

Die Frau Gräfin.

Roman von Bruno Wagener.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Oben war der Schnellzug von Samburg in den Bahnhof der norddeutschen Hansestadt eingelaufen. Während in der Bahnhofshalle schattige Kühle herrschte, leuchtete draußen der Frühling schon verlockend genug, um einzelnen Reiseflüstigen Mut zu machen, ein wenig verfrüht die Saison zu eröffnen.

Ein solcher Reiseflüstiger mochte auch der junge Mann in grauem Jacketanzug sein, der eben einer Wagenabteilung zweiter Klasse entstieg und nun einen Dienstmann heranzinkte, um diesem den kleinen Lederkoffer, die Handtasche und den eingepackten Staubmantel und Schirm zu übergeben. „Guten der Herr schon ein Hotel?“ fragte der Dienstmann aufmerksam. Aber er machte ein erstauntes Gesicht, als der Gefragte antwortete: „Tragen Sie die Sachen in den Gasthof zum Oleanderbaum. Sie können mir Ihre Karte geben, damit ich Sie gleich bezahlen kann. Ich will erst einen Rundgang durch die Stadt machen.“

Jetzt erst bemerkte er den verwundernden Blick des Dienstmannes. Leise lächelnd sagte er, indem er dem Alten das Geld gab: „Der Oleanderbaum ist wohl nicht gerade das feinste Haus?“

„Nein, Herr, da können Sie recht haben. Aber ich will nichts Ungünstiges gesagt haben. Sauber und ordentlich ist es da wohl. Aber die feinen Herrschaften, so wie der Herr Baron, die gehen da meist nicht hin.“

Der als Baron Angeredete lachte. Dann ließ er den Dienstmann stehen und schritt durch die Vorhalle hinaus ins Freie.

Im Bahnhofsporal blieb er stehen. Ja, so war sie ihm in der Erinnerung gewesen, die alte Hansestadt, — so wie er sie vor sich liegen sah. Und es waren doch fast zwanzig Jahre vergangen, seit er zum letzten Male hier gewesen war. Und er selbst war nun schon siebenundzwanzig Jahre alt. Trotzdem grüßte ihn alles vertraut wie in seinen Kindertagen.

Und nun schritt er an dem alten Holstentore vorbei und las die Inschrift: Concordia domi foris pax. Stolz und majestätisch hob sich das alte Badsteinemauer mit den beiden spitzen Türmen aus dem Grün der Anlagen. Ueber den Säulern aber hoben sich die Türme von St. Marien, St. Petri, vom Dom und von St. Jakobi mit ihren kupfergrünen Helmen vom hellblauen Himmel ab, und wie Venzesjubil überlörnte das Glockenspiel den Tageslärm der angenehmen Großstadt. Wie ein Willkommen klang es.

Langsam schlenderte der Ankömmling jetzt am Fluß hinunter, der hier mit glattem Spiegel sich zum Hafen weitete, in dem die nordischen Postdampfer und die schmundenen Segelschiffe mit ihrer Last skandinavischer Bretter oder die schwarzen Kohlendampfer aus England neben Fischerbooten und Kanalschuten lagen. Bunt war das Bild hier auf dem trägen Flußlauf mit den grünbewachsenen Ufern und der ruhigen Straßenzelle mit hochgiebeligen alten Speicherhäusern, die den Hafen säumte.

Ein junges Mädchen kam dem Dahinschlendernden entgegen. Sie fiel ihm auf durch die weiche Anmut ihres Ganges, durch die zarte Schlankheit der fast kinderhaften Gestalt und vor allem durch das blasse Antlitz mit den großen braunen Augen.

Mit einem scheinbaren Blick streifte sie den an ihr Vorübergehenden und senkte dann schnell die langen, seidigen Wimpern, während sie das Haupt zur Seite wandte.

Etwas eigentümlich Angstvolles in dem zarten Mädchengesicht war dem jungen Mann seltsam aufgefallen. Deshalb drehte er sich nach einigen Schritten noch einmal flüchtig um.

Das Mädchen war stehen geblieben und hatte mit beiden Händen die Eisenstange des Geländers

erfaßt, das den Fußweg von der Flußböschung trennte. Dabei starrte sie ins Wasser, als ob sie dort etwas suchte.

Nur wenige Schritte hatte der junge Fremde noch gemacht, als er plötzlich hinter sich ein Klatschen im Wasser hörte. Die Stelle, wo das junge Mädchen gestanden, war leer. Aber das Wasser zog weite, unruhige Kreise.

Ohne sich zu besinnen, hatte der junge Mann sein Jackett abgeworfen. Dann war er in den langsam flutenden Fluß gesprungen und schwamm nun tauchend gegen die Strömung an.

Seine Berechnung war richtig gewesen. Schon im nächsten Augenblick stieß er auf den Körper des Mädchens. Er faßte den Arm und tauchte empor. Mit einigen raschen Stößen war er am Ufer, wo sich schon einige Menschen zusammengefunden hatten. Die steile Steinmauer bot ihm keinen Halt, aber man hielt ihm Stangen entgegen, die er mit der Linken ergriff, während er mit der Rechten das Mädchen so über Wasser hielt, daß das Gesicht frei blieb.

Jetzt schlug die Ohnmächtige die Augen auf. Ein jäher Schreck durchzuckte sie. „Lassen Sie mich los! Lassen Sie mich sterben!“ jammerte sie leise. Er aber hielt sie fest, bis ein Boot herangekommen war, das sie beide aufnahm.

Ein Schutzmann hatte eine Droschke herangerufen.

„Wir wollen sie zu ihren Eltern bringen,“ sagte er. „Wollen Sie mitfahren?“

Ohne zu überlegen, stieg der junge Mann ein. Das Mädchen lehnte totenbläß und zitternd in der Ecke des Wagens.

Der Wagen hielt. Mit einer schnellen Bewegung hatte das junge Mädchen die Tür aufgerissen und war hinausgesprungen. Die beiden Zurückbleibenden sahen sie nur noch in dem Hause verschwinden, vor dem die Droschke stand.

Verwundert starrte der junge Mann auf das Schild über der Haustür.

„Was bedeutet das?“ fragte er den Schutzmann, der vor ihm ausgestiegen war.

„Das ist ja das Hotel zum Oleanderbaum, in dem ich ein Zimmer bestellt habe!“

„So, so? Sie wohnen hier? Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Mädel? Und was haben Sie damit zu schaffen?“

Der Fremde zuckte die Achseln.

„Da fragen Sie mich zu viel. Ich habe das arme Kind heute zum ersten Mal im Leben gesehen und bin nur erkaunt, daß der Zufall mich so unerwartet vor mein Hotel führt. Uebrigens gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Graf Broddorf aus Berlin.“

Der Schutzmann faßte höflich salutierend an den Helm und folgte dem Grafen in die Vorhalle. Ein Kellner erschien endlich in der Tür der zur rechten Hand gelegenen Weinstube.

„Zeigen Sie mir, bitte, mein Zimmer,“ redete ihn der Graf an und nannte seinen Namen. „Wer ist eigentlich das junge Mädchen?“ wandte er sich dann an den Kellner.

Der strich sich lächelnd den Schnurrbart.

„Herr Graf haben die Tochter vom Hause aus dem Wasser gezogen, Magda Luckmüller, die Tochter des Besitzers dieses Hotels.“

Henning von Broddorf, der letzte Sproß der verarmten Seitenlinie des alten gräflichen Geschlechts, folgte nachdenklich dem Kellner die breite Steintreppe hinauf, die ins erste Stockwerk führte. Dann schritten sie durch einen halbdunklen Gang, und nun öffnete der Kellner eine Tür und ließ den Gast vorantreten.

Der junge Graf stand in einem niedrigen, aber geräumigen Zimmer, dessen altnordische Eleganz nicht recht zu dem modernen französischen Vert zu

passen schien, das in einem tier Alkoven im Hintergrunde stand. Es roch müig hier, als sei lange nicht gelüftet worden.

Unterdessen war der Schutzmann in die Privatwohnung der Familie Luckmüllergegangen. Der Duft von frischer Wäsche, die in dem heißen Bügeleisen bearbeitet wurde, schli ihm aus dem Zimmer neben der Küche entgegen.

Eine mittelgroße Frau in ihrem Leinenkleide mit rotem Besatz, über das sie zum Ueberfluß eine große weiße Schürze gebunden hatte, blickte über das Plättbrett zu dem Eindringling hinüber.

„Manu? Was ist denn los? fragte sie dabei ohne allzugroße Neugier.“

„Wir haben eben Ihre Tochter aus dem Wasser gezogen,“ sagte der Schutzmann und fügte rasch hinzu: „Es ist ihr weiter nichts passiert — nur das kalte Bad.“

Das dralle Dienstmädchen, das am Fenster stand und Handtücher plättete, ließ vor Schreck



Bismarck-Denkmal in Berlin. Von Prof. Vegas.

das Bügeleisen fallen. Frau Luckmüller aber setzte mit einem kräftigen Knick das Eisen beiseite und lief an dem Schutzmann vorbei zur Tür hinaus.

„Hermine! Hermine!“ rief sie draußen mit einer lauten, harten Stimme. Und als niemand antwortete, ging sie zornig erhobenen Hauptes über den wirklichen Flur und legte die Hand auf die Klinke an der Tür ihrer Tochter. Sie war verschlossen.

„Hermine! Hermine!“ rief die Frau mit erhobener Stimme. „Was ist das für eine Geschichte mit Magda?“

„Daß nur, Mama! Sie zieht sich bloß um.“

„Du sollst aufschließen, Hermine! Ich will der ungeratenen Person nur mal die Wahrheit sagen.“

Einen Augenblick dachte Frau Luckmüller darüber nach, ob sie sich den Eintritt erzwingen sollte. Dann ging sie wieder ins Plättzimmer zurück. Der erste Meger war glücklich verfliegen. Sie ließ dem Schutzmann eine halbe Flasche Wein im Gastzimmer vorbeibringen, und damit war die Sache vorläufig für sie erledigt.

2. Kapitel

Henning von Broddorf hatte die durchnähten Sachen mit einem weißen Strandanzug vertauscht und trat nach einem flüchtigen Blick in den altnordischen Empire-Spiegel ans Fenster, um die Flügel weit zu öffnen. Sein Blick fiel in einen kleinen, von hohen Platanen und Linden beschatteten Garten, der auf allen vier Seiten von Gebäuden umgeben war.

Es war ein stilles, ganz in sich abgegeschlossenenes Stückchen Erde, auf das er hinabgahnte. Süßer Duft drang zu ihm herauf. Da unten blühte der erste Flieder — die Syringe, wie man ihn in Nordwestdeutschland wohl zum Unterschied von Solanber nennt.

Das war noch ganz so wie damals, vor nahezu zwanzig Jahren, als Henning mit Onkel Hans und Tante Margot hier gewesen war, die das adlige Gut Peterswohle im Herzogtum Lauenburg im Besitz hatten und ab und zu in die Stadt kamen, um Einkäufe zu machen. Aber die beiden lieben Alten waren längst tot, und mit ihrem Sohne stand er sich nicht gut. Das waren abgebrochene Bräuen.

Henning wollte gerade vom Fenster zurücktreten, als unten eine Tür geöffnet wurde und eine Gestalt in den Garten hinaustrat, bei deren Anblick er stutzte.

Wie eine Königin schritt das junge Weib, und gleich einer Krone schimmerte das in dicken Zöpfen um den Hinterkopf geschlungen goldene Haar, das jenen leisen Anflug ins kupferfarbene zeigte, der im Verein mit blendend weißer Haut den Männern so gefährlich wird.

Ein dunkelblaues Musselkleid mit kleinen, weißen Tupfen umschloß einfach, sauber und vornehmhaft die hohe, schlanke und doch kraftvolle Gestalt. Wie Sonne leuchteten Hals und Nacken aus dem niedrigen Ausschnitt, und über das rosige Ohr ringelten sich übermütige Locken.

Das junge Mädchen hob die Arme zu den blühenden Fliederzweigen empor, daß die Aermel bis zu den Ellbogen zurückfielen und den vollen, schönen Arm sehen ließen. Sie wählte unter den Blüten dolden solche, die noch nicht voll erschlossen waren, und legte sie in ein Körbchen, das sie neben sich gestellt hatte.

Es war eine solche Ruhe in ihren Bewegungen, als sei eine griechische Jungfrau von den Parthenon-Friesen des Phidias herabgestiegen, um dem Norden Deutschlands den Rhythmus der edlen Formen zu zeigen, deren klassische Schönheit die Künstler Griechenlands reizte.

Und in Henning von Broddorf lebte eine Künstlerseele! Trunkenen Auges stand er da und sah hinab, und als wohnte seinen Widen eine bannende Kraft inne, drehte das junge Weib sich jetzt um und hob das Antlitz zu ihm empor.

Aus großen blauen Augen traf ihn ein ruhiger Blick, und als er sich unwillkürlich grüßend neigte, glitt ein kaum merkbares Lächeln um den stolz geschnittenen Mund des Mädchens; sie bewegte den Kopf ein klein wenig, so daß man es gerade noch für einen Gengruß halten konnte.

Dann hob sie das Körbchen vom Boden und schritt über den gelben Kiesweg ins Haus — ruhig und unbefangen wie zuvor.

Henning's erster Impuls war es, hinterher zu eilen, um ihr im Hause zu begegnen. Aber das ging doch nicht an, sein Sinn für das Schicksliche verbot es ihm.

Langsam schritt Graf Broddorf die breite Treppe hinunter.

Zu der Haustüre stand der Wirt, ein starker, grobknochiger Mann mit rotem Gesicht, das von einer Vorliebe für die guten Rotweine zeugte, die man in der alten Hansestadt in so trefflicher Qualität trank.

Mit der Fülle seiner gerundeten Gestalt versperrte Herr Luckmüller beinahe den Eingang. Er schien hier gewartet zu haben.

„Meinen untertänigsten Dank, Herr Graf, für das, was Sie an unserer Tochter getan haben. Das vergeß' ich Ihnen mein Lebtag nicht, wahrhaftigen Gott, Herr Graf! Und so wie Sie



gingen und standen, sind Sie ihr nachgesprungen. Da wollen wir mal gleich einen ordentlichen Notspohn draufgleiten, sonst bekommen Sie wohl gar noch einen Schnupfen. Und Sie können sich verlassen, Luckmüllers Notspohn ist der beste zwischen Bremen und Danzig."

Henning unterbrach ihn und ließ sich den Weg zur Fischergrube beschreiben. Dann ging er die Straße hinunter, an der Marienkirche entlang und um eine abschüssige Straße, die zum Safen führte. Das Gehaus trug die gewünschte Nummer. Hier also wohnte sein Freund Wilhelm Hartung, Hilfsarbeiter beim Bauamt der Hansestadt.

Graf Brodorski stieg die schmale Treppe hinan. Im zweiten Stockwerk las er auf einem Porzellan-schild in großen Buchstaben: Minna Hansen, verwitwete Etatsrätin.

Henning klingelte. Ein mittlich dreißig-jähriges Mädchen fragte nach seinem Begehrt. Herr Hartung sei nicht zu Hause, wurde ihm zur Antwort. Er bleibe über Mittag auf dem Amt und gehe um vier zu Tisch. Henning wollte gerade fragen, wo man ihn denn zum Essen treffen könne, als eine Stubentür sich öffnete und eine Dame in den Flur trat.

"Ah, Charmant! Das trifft sich ja reizend," begrüßte ihn die Etatsrätin. "Mein lieber Herr Hartung hat mir von Ihnen erzählt. Aber wollen Sie nicht näher treten? Ach, wie schade! Doch Sie kommen wieder. Dann werde ich mich freuen, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Auf Wiedersehen, mein lieber Herr Graf!"

Mit einem Gefühl des Widerwillens stieg Henning von Brodorski die Treppe hinab. Wie konnte sein Freund mit dieser Person, die sich schminkte und puderte, unter einem Dache wohnen?

Freilich, Wilhelm Hartung war schon als Student nicht sehr penibel in der Wahl seines Umganges gewesen. Sie hatten zusammen dasselbe Gymnasium besucht und die gleiche Pension bei einem bekannten Pädagogen geteilt.

Später war Hartung nach Karlsruhe und München gegangen, um an der Technischen Hochschule das Baufach zu studieren, während Henning von Brodorski zuerst ein Jahr bei den Garderegimenten, deren Kommandeur sein verstorbenen Vater gewesen war, abgedient hatte, um sich dann dem juristischen Studium zu widmen.

Alles das stand jetzt deutlich vor Hennings Seele, und vor allem jene Zeit, die darauf folgte. Er hatte dicht vor dem Referendar-Examen gestanden — innerlich unbefriedigt von der ganzen Juristerei. Das war der Wendepunkt in seinem Leben gewesen.

Der frühere Schulkamerad war ihm der Führer in eine neue ihre Welt geworden. Er hatte ihm die Schönheiten der Kunst erschlossen. Alles, was in ihr Reich gehörte, wurde von Hartung mit Begeisterung erfaßt. Er zeichnete und malte, er spielte die Geige, er achte Verse und wackte in Henning das Interesse in der zeitgenössischen Literatur.

Für Henning war er als Anreger von größtem Nutzen gewesen. Und so war Henning durch ihn auf sein eigentliches Talent aufmerksam geworden, dessen er nie ebdacht hatte. Kühn entschlossen, hatte er nach händeltem Referendar-Examen die Juristerei an in Nagel gehängt und die Kunstschule besucht. So war es gekommen, daß Graf Henning von Brodorski ganz unstandesgemäß Bildhauer geworden war.

Jahre waren vergangen. Henning war von Berlin nach München und Rom gegangen und galt in den Augen seiner Lehrer als einer der Meistversprechenden unter dem jüngeren Nachwuchs. Und jetzt, da er auf dem Wege nach Kiel und von da nach Kopenhagen war, wo er Thorwaldsens Meisterwerke studieren wollte, war es ihm ein lieber Gedanke gewesen, den Jugendfreund zu begrüßen, der ihn auf den Weg gebracht hatte, der für ihn der richtige war.

3. Kapitel.

Graf Brodorski war langsam durch die stillen Straßen zurückgehend; und nun wollte er in "Oleanderbaum" zu Mittag essen.

In dem mittelgroßen Speisesaal herrschte ein wohlthuendes Dämmerlicht, da die beiden Linden vor dem Hause die Fenster beschatteten. Frau Luckmüller grüßte den Gast mit einem feierlichen Kopfnicken.

"Sie werden hungrig sein. Große Auswahl haben wir nicht, nur das Mittagessen, das alle unsere regelmäßigen Gäste nehmen. Eine gute Suppe, Fisch und Braten mit Gemüse, hinterher eine süße Speise..."

Henning unterbrach ihre Aufzählung lachend: "Und dazu eine Flasche von Ihrem besten Notspohn, von dessen Güte Ihr Mann mir schon erzählt hat. Ich denke, damit kann jeder zurecht kommen."

Er sah die stattliche Frau mit den wohlgepflegten Händen, dem etwas strengen, blühenden Gesicht und dem sorgsam glatt geschönten Haar, dessen blaßblonde Farbe sie jünger erscheinen ließ, mit dem zuverläßlichen Gefühle an, daß, wo diese Frau waltete, Sauberkeit und Ordnung herrschen müßte. Und plötzlich fiel ihm auf, daß sie dem jungen Mädchen ähnelte — freilich nur ganz entfernt —, das er im Garten beobachtet hatte, fast

als sei dieses die weit jüngere Schwester der Wirtin. Unwillkürlich entfloß ihm die Frage:

"Die junge Dame, die ich vorhin im Garten sah, war wohl Ihre Schwester?"

Doch Frau Luckmüller schüttelte den Kopf, und dabei schien ein feines Not der Genugtuung ihre Wangen zu färben: "O nein, mein Herr, das war meine Tochter Hermine, ich bin doch schon zu alt für solche junge Schwester. Das Kind ist zwanzig Jahre alt."

Es dauerte nicht lange, so brachte Frau Luckmüller selbst die dampfende Suppenschüssel und hob den Deckel, um dem Gast die Teller zu füllen. Dann sah er sich allein gelassen, bis der Kellner den Fisch brachte. Mit ihm kam Herr Luckmüller und stellte den Rotwein auf den Tisch.

Auf eine hingeworfene Bemerkung Hennings nahm er selbst Platz, bestellte ein wenig abseits. Während er dafür sorgte, daß des Gastes Weinglas nie leer wurde, erzählte er seine ganze Familienchronik. Natürlich hatte er auch Hennings Onkel genannt, den alten Herrn von Brodorski auf Peterswohde, auch die Frau Tante, die die Schwester von Hennings Vater war.

"Und meinen Vetter, den Baron Eberhard, auch?"

Luckmüller nickte schweigend. Das fiel Henning auf.

"Sie mögen ihn nicht besonders?"

Luckmüller schüttelte energisch den Kopf.

"Da Sie mich fragen, Herr Graf, nein, das heißt hauptsächlich ist es nur die Frau. Meine Tochter Hermine ist bei den Herrschaften im Hause gewesen, — wissen Sie, um die feinere Wirtschaft zu erlernen. Aber wir haben sie schon nach zwei Monaten fornehmen müssen. Ich will nicht mehr sagen."

Graf Henning hatte mit lebhaftem Interesse aufgehört. In den paar Jahren, die er als Knabe im Hause des Oheims gewesen, hatte er sich mit Eberhard nicht vertragen können. Sie hatten einander später ganz aus den Augen verloren.

Luckmüller begann unaufgefordert aufs neue:

"Eine schwerreiche Erbin soll die Frau sein — schwerreich. Aus Wien hat er sie hergeholt — eine geborene Baronin von Rodenberg. Und nun die Wirtschaft auf Peterswohde! Der Baron versteht gar nichts davon. Aber er hält Vollblutpferde und läßt in Hamburg und Baden-Baden rennen. Und das ganze Haus ist beständig voll Besuch. Und das alles haben wir nicht gewußt, als wir unsere Tochter hingehen ließen. Na, eines Tages kam sie dann plötzlich hier an. Die Frau hatte ihr vor allen Dienftboten eine Szene gemacht! Und das

Karte von Frankreich

Maßstab 1:1000000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korrika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem westlichen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zuendung erfolgt gegen Voreinrichtung d. Betrages portofrei

Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei

Berlin SW 68, Ritterstraße 50



Gegen Monatsraten von 3 Mk. an ohne Anzahlung 5 Tage zur Ansicht liefern wir Brennaborwagen, gr. u. kl. Metallbestellen usw. Illust. Katalog gratis und frei. Mora G.m. Postf. 520/109 Breslau II

Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Technikum Masch.-Elektr.-ing. T. Werkm. Hainichen i. Sa. Lehrfabr. Progr. fr.

Klischées in Autotypie und Strichätzung

Wilhelm Greve, Graphische Kunstankalt, Berlin SW, Ritterstr. 50.

Das allerbeste Geschenk für jede Dame ist eine „Atama“ Edelstraußfeder wie Abbildung.



„Atama“ ist das allerbeste von Federn und kostet 40 cm lang 10 Mk., 50 cm lang 15 Mk., 50 cm lang 25 u. 30 Mk. Zu beziehen nur von Hesse, Schönstraße 10, 12, 28, Einz. Federn u. Nachh. Ausw. geg. Ref.

Neue Gänsefedern

wie sie von der Gans geerntet werden, mit allen Dämmen à Pfd. 1,80 Mk. Die besten Federn, mit allen Dämmen, groß gefiedert, à Pfd. 2,35 Mk., gut gefiedert, mit allen Dämmen à Pfd. 3,35 Mk., versende gegen Nachn. nehme, was nicht gerätet, zurück. August Schuch, Glasmanufaktur, Neu-Zerbin 9 (Oberberuch).



alles aus purer Eifersucht, weil der Baron hinter unserer Tochter hergestiegen ist. Sie hat ihn abfallen lassen, wie er's verdiente, und seine Geschenke hat sie zurückgeschickt. Und trotzdem eine Eifersuchtszene!

Die Wendung, die das Gespräch genommen, war Henning nun doch peinlich. Er unterbrach die Erzählung Ludmüllers plötzlich durch eine gleichzeitige Zwischenfrage. Dann ging er auf sein Zimmer.

Als er die Treppe hinaufgestiegen war, kam es ihm vor, als habe er eben noch Schritte gehört und den Schatten einer Frauengestalt um die Ecke am entgegengekehrten Ende des Flurs hinhin sehen. Nun schlug ihm süßer Duft entgegen, da er sein Zimmer betrat.

Ueber den Tisch war eine weiße Decke gebreitet, und mitten darauf stand in hoher Vase ein üppiger Strauß erblühenden Flieders — wie ein freundlicher Gruß.

Was das Hermine gewesen? Unwillkürlich nahm der Gedanke an sie seine Einbildungskraft gefangen. Ihre eigene Schönheit hatte den Künstler in ihm herausgefordert. Das wäre ein Modell für ihn.

Wenn es auch nur die Büste wäre, das edle Profil, die feine Stirne, der schlank Hals mit dem entzündenden Ansatze der jungfräulichen Brust, den der Ausschnitt des Kleides ahnen ließ, und der königliche Nacken, der wie Eisenbein schimmerte.

Der Gedanke an die Marmorbüste, zu der ihm Hermine als Modell dienen könnte, wollte ihm nicht aus dem Sinn. Doch er tröstete sich; es gab doch genug schöne Frauenköpfe.

Mit diesem Gedanken hatte er sich an den Schreibtisch gesetzt, um einen Brief an das Berliner Bankhaus zu schreiben, das ihm allmonatlich die Rente zugehen ließ, die er aus dem Familienfidejussionssatz bezog.

Die Gräflin Broddorffs Güter befanden sich in Nießbrauch eines entfernten Verwandten, eines alten Herrn, den Henning nur sehr selten gesehen hatte, wenn das Familienoberhaupt zu einer wichtigen Herrenhausitzung in Berlin gewesen war.

Das Fidejussionssatz Wehlenburg gehörte zu den schönsten der Provinz Brandenburg und warf reiche Erträge ab, aus denen die Mitglieder des gräflichen Hauses, soweit sie nicht auf eigenem Grund und Boden saßen, eine tarr, bemessene Rente erhielten.

Kriegs-Allerle

Kinder als Opfer französischer „Mutt“. In Aussen kam dieser Tage ein tirolisches Ehepaar, das bis zum Ausbruch des Krieges in der Nähe von Rijza gewohnt hatte und seitdem in französischen Konzentrationslagern gefangen gehalten worden war. Die Engländer und Entbehrungen der Familie waren, den „N. N.“ zufolge, so schwer, daß die beiden, einige Monate alten Kinder der Eheleute, ein Knabe und ein Mädchen, am 11. August infolge Erschöpfung starben. Als es den unglücklichen Eltern, die, wie sie erzählten, furchtbare Leiden seitens der Franzosen zu ertragen hatten, endlich gelang, die Freilassung zu erwirken, nahmen sie die humierten Leichen mit in die Heimatstadt, stießen, wo es nun nach sechs-wöchiger Irrfahrt eintrafen und in der Familiengruft zur letzten Ruhe bestattet wurden.

Steckenpferd-Seife
die beste Lilienmilch-Seife für zarte, weiße Haut.
Überall zu haben!
Stück 50 Pfg.

Bestattung deutscher Helden. Unter dieser Ueberschrift berichtet die „Deutsche Orient-Korrespondenz“ aus Debreczyn in Ungarn: „In dem von der Stadt Debreczyn errichteten Heldenfriedhof wurden in Gegenwart einer nach Tausenden zählenden Menge drei preussische Krieger zur ewigen Ruhe beigesetzt. Die verstorbenen Helden waren die deutschen Soldaten Emil Wittlhub, Emil Wagen-Majag und Anton Tiefenberg, die in den Sarpaßenkämpfen verwundet worden waren und im Debrecziner Spital, schieden sind. Die Einsegnung erfolgte im Truppenhospital, von wo ein zahlreiches Publikum die Krieger zum Heldenfriedhof geleitete. Der Gesangverein trat Trommelschläge vor. Bürgermeister Andreas Mark hielt namens des Stadtrates die Trauerrede. Die Gräber wurden mit Kränzen der Stadt geschmückt und von den Damen der Gesellschaft mit einem wahren Blumenregen überschüttet. Der Bürgermeister ver kündigte den Bundschuh-Deutschen Verein zur Teilnahme zu bewegen, daß die deutschen Helden mit den ihnen gebührenden Ehren zu Grabe getragen wurden, wie die eigenen Söhne der Stadt, und daß die Stadtbevölkerung ihnen ein ewiges Andenken bewahren werde.“

Ein langer Titel. Vor einiger Zeit ist in der Presse die Frage lebhaft erörtert worden, wer der älteste Kriegsteilnehmer sei. Vielleicht ist auch eine Untersuchung da-

rüber, welcher Kriegsteilnehmer sich des längsten Fiebers rühmen kann, recht anregend. Einen hierher gehörigen Beitrag finden wir in einem Beschlusse des Oberlandesgerichts Hamburg, veröffentlicht in der „Deutschen Juristen-Zeitung“ vom 1. März, in welchem mitgeteilt wird, daß der Beklagte nach Auskunft des Generalkommandos als „Feldproviantamtsinspektorsvertreter“ bei einer Kriegsverpflegungsanstalt tätig ist.

Rätsel-Ecke

Rätsel.

Mit **Z** — verzagt nicht die Gebüh!
Mit **T** — o bist du's, wehe dir!
Zur Wehmüt stimmt's mit M den Sinn;
Mit **S** weilt es auf's Bahlen hin;
Mit **L** liebt man es bei dem Schrank,
Mit **K** besucht es mancher Kranke.

J. C. Götter.

Es ist ein Reich von vier Provinzen,
Jede Provinz hat ihren Prinzen.
Es geht alles auf Gauen und Stegen,
Kein Fremder hat dorein zu sprechen.
Da pflegt die Frau den Mann zu schlagen,
Es geht alles auf Glüd und Wogen.
Dies Glüd hat wenige reich gemacht,
Aber Manchen ins Verderben gebracht.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:

I. Schwerdtfille. — II. Esaj.

Geschäftliches.

Das **Musikalische Universalium**, die weitberühmte 20 Pfa. Ausgabe, die seit langen das musikalische Gegenstück zu Reclams Universal-Bibliothek bildet, ist in den letzten Monaten um etwa 100 patriotische Werke bereichert worden, die verdientermaßen lebhaften Anklang gefunden haben. Es ist in der Tat wahrhaft erquicklich, wie diese muttergöttlichen Arrangements in absoluter typographischer Vollendung zu dem unglaublich billigen Preis abgegeben werden können, und nur durch die unerreichbare deutsche Endrechnung wie durch die enorme Verbreitung jeder einzelnen Nummer erklärlich. Auch die Auswahl trifft genau den Geschmack des Publikums. Der umfangreiche, jetzt schon über 2000 Nummern fassende Katalog wird durch jede Musikkalender- und Vapierhandlung gratis abgegeben, eventuell auch direkt vom Verlag Anton J. Benjamin, Sgl. Schwed. Postmuskalienhändler, Hamburg 11.



Bildgröße 28x38 cm
Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und unseren HEERFÜHRERN in Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt. (Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

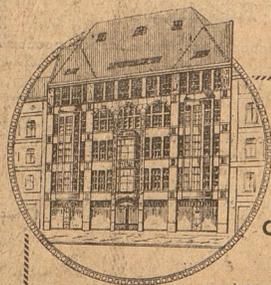
Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II. von Preußen
- Wilhelm, Kronprinz von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
- von Boseker, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
- von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringen, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst



Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeer Art zur Kontrolle in Detail = Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 167/1862, 11084
Telegraphaufschrift: Chromve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend ein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Sieben erschienen!

Sieben erschienen!

Wilhelm Greve's Karte

vom

Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Volksausgabe A



Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Wilhelm Greve, Königl. Hof-Lithographie,
Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084